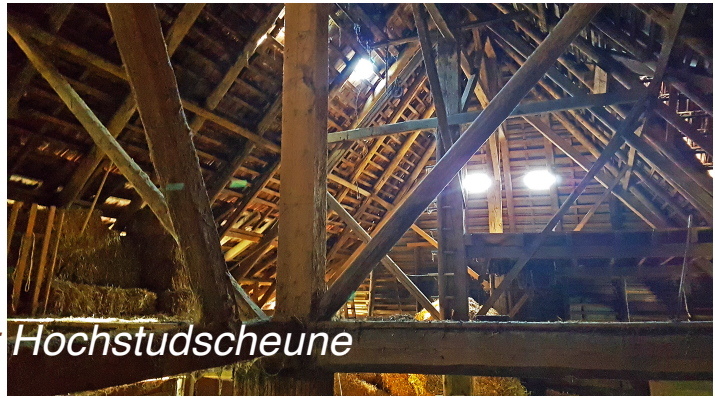


Initiativgruppe

Kölliker für die Rettung der Hochstudscheune



Herr Samuel Hochuli berichtet

Herr Hochuli, zwischen 1930 und 1940 geboren, der viel Zeit mit der Hochstudscheune verbracht hat, berichtet, dass sich im bergwärtigen Teil der Hochstudscheune die Werkstatt des Küfers befunden habe. Der Zugang zur Werkstatt war links neben dem strassenseitigen Tennstor. Heutzutage ist die Tür mit dem Aufhängerechen für Rosskummet vermachet. An der Tür ist der Schriftzug *Küfer* noch erkennbar. Hier, beim Weinhändler, sei die zweite Kuferei im Dorf gewesen. Der Bolliger habe das Feinere gemacht, der Mändu hier die Sachen für die Bauern der Umgebung, Güllenfässer zum Beispiel, aber nicht die ganz grossen Weinfässer. Der Reissshobel in der Werkstatt wurde gebraucht, um die Nut für die Deckel und Bodenbretter bei den Dauen der kleinen Fässer einzufräsen. Alle Beschläge für die Kuferei und für den Einsatz am Haus habe Mändu er selbst geschmiedet. Einige Holzarbeiten an der Scheune stammen auch von ihm.

Der Mändu sei *en Eigete* gewesen. Er habe sich überall umgeschaut, wie Geräte und Maschinen funktionieren. Dann habe er sie nachgebaut. Die Bandsäge mit ihrem Gusseisenrahmen habe er so angepasst, dass sie in der selbst eingerichteten Transmissionsanlage gut lief. Die hölzerne Hobelmaschine habe er ganz selbst gebaut. Auf der Einständer-Gattersäge an der Aussenwand der Werkstatt habe man die Läden (6 cm stark) aus 6 Meter langen Baumstammstücken selbst gesägt. (Dieses Exemplar einer Gattersäge ist wohl ein weltweites Unikum.) Seine Maschinen hätte der Erbauer selbst bedienen müssen. Denn die Feinheiten und Kniffe im Umgang mit ihnen kannte nur der Mändu.

Samuel Hochuli führt uns die Transmissionsanlage vor. Er nimmt den 380 V Elektromotor mit dem 4 cm dicken, textildaserumwickelten Zuleitungskabel in Betrieb. Zwar tönt das Rattern der Riemen, Holzräder und Maschinen laut, doch regelmässig und kraftvoll. Herr Hochuli legt mit Umsicht und mit Hilfe einer selbst entwickelten Schiebevorrichtung einen Riemen auf das Triebrad für die Hobelmaschine. Auch diese Maschine läuft bestens. Eindrücklich, wie die alte Werkstatt zu Leben erwacht.

Viele Arbeiten habe der Mändu ganz allein gemacht. Deshalb gebe es das Loch in der Wand vom Tenn in die Werkstatt und eine weitere solche Öffnung in der Wand zum Anbau. (Die rechteckige Öffnung, 80 cm breit 25 cm hoch, verschlossen mit einem Brett mit Scharnier aus aufgenagelten Lederblätzen). Durch dieses Loch kriegte der Mändu die langen Bretter zum Verarbeiten in die Werkstatt rein.

Einmal habe er aber Bretter vom Sager Wälty bestellt, konnte die aber nicht gleich bezahlen. Das habe bösen Streit gegeben. Streit habe der Mändu auch wegen den Wasserrechten gehabt von den Bächlein bei seinem Land.

Die Quellen am Hang seien aber heute versiegt. (Oder aber das Gebiet melioriert, die Bäche eingedolt und die kleinen Hangquellen gefasst, ihr Wasser in die Dolen umgeleitet.)

Den Wein hätten die Weinhändler als frischen Traubenmost im Östreichischen gekauft. Der sei in grossen langen Fässern mit der Bahn gekommen. Die Weinhändler hätten dann die Fässer am Bahnhof auf einen Wagen verladen, dessen Radlager nur mit zwei langen Holmen verbunden waren. Dazwischen hätte das Fass bestens gehalten. Mit eigenen Pferden haben sie den Most bergauf geführt. Beim Haus habe man das Fass auf die Terrasse gerollt und den Traubenmost mit dem Schlauch in die geputzten und geschwefelten grossen Fässer im Keller eingefüllt. Bis in die Fünfzigerjahre habe man den Rotwein selbst gekeltert. Der Weisse sei immer in Kisten gekommen. Es hätte da zwei Mann gebraucht, um

die Kisten zu tragen. Dazu habe man zwei Haltestangen durch Öffnungen in den Seitenwänden gestossen.

Im Keller unter dem Westteil der Hochstudscheune sei die (Kernobst-)Mosterei gewesen. Ab den Fünzigerjahren habe man dann mit einer modernen Presse im kleinen strassenseitigen Anbau der Küferwerkstatt gemostet.

Im Tenn schauen wir uns altes Gerümpel an, das vielleicht in die Mulde kommt oder einfach beim Abbruch unter den Schutt gerät. Da ist eine Weintanse, auf dem Rücken zu tragen.

Eine Vorlegegabel für die Getreideernte, das kleinere Exemplar für Frauen und Kinder aus der Kriegszeit. Damit habe man nicht gut arbeiten können. Dann ein geküfertes Gülleghor mit neuem Stiel.

Es habe schon Leute gegeben, die etwas von diesen Dingen wollten. Einer interessiert sich für die Transmission, ein paar Balken der Scheune habe man rausgesägt, um Möbel damit zu machen und einem Antikschreiner sind die Wandbohlen versprochen.

Ob er dem Museum etwas überlassen könne? Darauf geht Herr Hochuli nicht so ein. Auch was er dafür verlange? bleibt unbeantwortet.

Sicher weiss Samuel Hochuli noch viel zu erzählen. Es lohnt sich, ihm zuzuhören, um Interessantes aus der Alltagsgeschichte von Köllikon zu erfahren.

Schön, wenn die Geschichten von den erhaltenen Gegenständen aus der Zeit begleitet wären.